

Objekttyp: **FrontMatter**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **27 (1943)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen dies Jahr achtmal und kosten mit dem Mitgliederbeitrag 4 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Obmann des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). - Druck: H. Gafner, Zürich 8.

Auf den Marzel

Marzel, du redest deutsch und fluchest französisch drunter;
Es machet kein Poet die Muttersprache bunter.
Du bist vor andern aus ein deutschgesinntes Blut,
Weil unsre Sprache dir zum Fluchen viel zu gut.

Johannes Grob (1678)

Johannes Grob

geb. am 16. Herbstmonat 1643, gest. am 1. Ostermonat 1697.

Wir dürfen den vor dreihundert Jahren geborenen Toggenburger Dichter und Politiker Grob auch zu den Vorläufern unseres Sprachvereins zählen, wie ihn Karl Morell in seiner Geschichte der (alten) Helvetischen Gesellschaft neben Scheuchzer, Haller, von Muralt und Balthasar zu den Vorläufern dieser 1761 gegründeten vaterländischen Vereinigung gezählt hat. Die politische Seite seiner Tätigkeit berührt uns hier nicht; wir haben es nur mit seinen Sinngedichten zu tun, aber in diesen hat er nicht nur praktische Lebensweisheit gelehrt und menschliche Schwächen verspottet, er hat besonders auch den französischen „Kulturimperialismus“ jener Zeit bekämpft und damit das geleistet, was man heute mit einem guten, leider auch schon mißbrauchten Schlagwort geistige Landesverteidigung nennt, namentlich zugunsten seiner Muttersprache. An der Spitze von Nr. 3/4 des laufenden Jahrgangs unseres Blattes haben wir seinen Spruch gegen die französischen „Überschriften“ (heute sagen wir dafür „Adressen“) auf deutschen Briefen gebracht und an die heute noch lebenden Überreste jener Modetorheit („refusé, chargé“ usw.) erinnert. Wie stark zu Grobs Zeit jene Sitte oder Unsitte herrschte, dafür gibt uns das beste Beispiel Grob selber, der 1680 sein erstes Gedichtbändchen widmete „à Monsieur Mons. David Sollicofre d'Altenklingue, Administrateur de la Seigneurie d'Oberaich, Bourgeois de St. Gall.“ Es folgt ein französisches Widmungsprüchlein mit der Unterschrift: „Herisave 26 Avril 1680, Jean Grob, l'Authour.“ Also hat sich Grob am glänzendsten selbst widersprochen? Nun, damals waren in höhern Kreisen solche französische Förmlichkeiten so sehr üblich, daß es als Unhöflichkeit empfunden worden wäre, wenn er deutsch geschrieben hätte, und unhöflich wollte Grob nicht sein. Wir kommen ja gelegentlich alle in den Fall, aus Rücksicht etwas zu tun, was wir im Grunde für geschmacklos halten. Und so flog denn das deutsche Büchlein von „Herisave“ zum Herrn „Sollicofre d'Altenklingue, Bourgeois de St. Gall.“. Sowas ist heute doch nicht mehr denkbar.

Briefanschriften sind Formeln, und fremdsprachige Formeln kann man sich aneignen, auch wenn man die fremde

Sprache nicht versteht. So auch Grußformeln: Salut! Tschau! Aber nicht nur Formeln der Höflichkeit, auch das Gegenteil: Fluchformeln, wie sie sich offenbar der im Titelgedicht angeredete Marcel angewöhnt hat. In einem zweiten Spruch spottet der Dichter, Französisch sei offenbar auch die teuerste Sprache, wenn Marzel für die Kunst, französisch zu fluchen, mehr als 100 Kronen bezahlt habe.

Ebenso zuwider wie die französische Sprachmode ist ihm die eindringende französische Kleidermode. Eitelbert ist wenigstens ein „Kleidfranzose“, wenn er auch auf französisch nicht einmal „Guten Tag“ sagen kann. Von den deutschen Schneidern sagt er, sie verstünden ihr Handwerk nicht, sonst würden sie die Modekleider gerade auch noch mit Schellen versehen. Aber „Monsieur Stupf“ aus Paris verspreche und verstehe seine Sache gründlich und trage sogar auf der eigenen Haut „des Franzmanns Räude“ — Anspielungen auf Geschlechtskrankheiten, die mit andern „Errungenschaften“ aus dem Westen kamen und sogar darnach benannt wurden (und heute noch werden), kommen mehrmals vor. Mancher, der nach Frankreich gereist sei, sei aus „Krankreich“ heimgekommen. Auch die französische Haartracht verspottet Grob, bei den Frauen insbesondere die „Fontange“, den aus Drahtgestell und Wülsten hervorgebrachten hohen Haaraufbau, das „Stirngerüst“, bei den Männern die Perücke. Für einen solchen „Haarsackträger“ fügt er bei:

Darneben hast du auch den Puder nicht gespart;

Dein Haar ist wahrlich mehr als dein Gehirn verwahrt.
Auch die „Sitte“ des Schminkens, Puderns und Parfümieren, die damals ebenfalls von Westen her kam, ist ihm zuwider. Von Paris sagt er, es sei in der Tat eine Welt im kleinen; denn wie die große Welt sei es „an Gutem arm, an Bösem trefflich reich“.

Es wollte aber etwas heißen, in einem Zeitalter, in dem mit der politischen Macht auch der französische Kultureinfluß überhand nahm und das deutschschweizerische Volkstum zum Teil zwar bereicherte, zum Teil aber auch fälschte, diesen Strömungen entgegenzutreten. Es fällt ja auch heute vielen nicht leicht, Kultur und Politik zu trennen. In einer sonst mit Recht angesehenen schweizerischen Zeitschrift ist die törichte Engländerei, die sich heute im „Dancing“, im „Swing“ und in all den „Boys“ austobt, schon als Ausdruck politischer Zuneigung entschuldigt worden. Politisch aber war die Schweiz damals nicht viel anderes als ein französischer Vasallenstaat, in dem französisches Gold die in der Schweiz regierenden Kreise regierte, manchmal ja freilich nur in Versprechungen, nicht in bar. Hat doch Bürgermeister Wettstein, der 1648 im Westfälischen Frieden die Anerkennung der schweizerischen Unabhängigkeit erwirkt hatte und der das öffentliche Gewissen vertrat, von dem Soldver-